

Nr. 80. Bromberg, den 5. April 1930.

Die Clari=Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(21. Fortsetzung.) ——

„Du bist früh gewesen, heute“, sagte die Clari=Marie. Die Severina schlief noch; die stand spät auf, war nicht nur in ihrem Äußern, sondern auch in ihrer Gesundheit eine Feine und Müde; die Zieglerschwestern verhätschelten sie wortlos und unbewußt.

„Früh?“ sagte die Cille — „ja, es ist wahr.“ Sie stand zwischen Tisch und Tür, lang, dürr. Das kohlschwarze Haar streifte fast die Diele, obwohl der Kopf vornübergebeugt war. Ihr Gesicht war aschig, und aus dem fahlen Gesicht sahen die düsteren, schwarzüberbrauten Augen die Clari=Marie von hinten an. „Ich gehe dann fort, Clari=Marie“, sagte sie plötzlich.

Die Clari=Marie wendete sich langsam nach ihr um, zog die Brille, die sie zum Schreiben brauchte, von der Nase und fragte: „Was meinst?“

„Fort muß ich heute, zum Jaun muß ich hinüber“, sagte die Cille, stand steif an derselben Stelle; nur die langen Arme hob sie und legte sie leicht übereinander.

„Das brauchst doch mir nicht zu sagen“, entgegnete die andre herb. „Wirst schon manchmal bei ihm gewesen sein — heimlich.“

„Aber — aber ich bleibe — jetzt bei ihm“, stieß die Cille hervor.

Da drehte sich die Schwester noch mehr ihr zu. „Du?“ fragte sie. Langsam krampften sich ihre Finger auf ihrem Schoß zusammen und zitterten.

Der Cille lohte jetzt das heiße Rot im eben noch bleichen Gesicht.

Die Clari=Marie beugte sich vor. „Zu dem willst? Zu dem? Weißt auch, was er ist! Das Dorf verrät er, wo er daheim gewesen ist! Mit den Fremden hält er es, selber ein Fremder ist er geworden! Das Gericht hat er ins Dorf gerufen! Das fremde Volk holt er herein, immer mehr, immer mehr! Nie etwas Rechtes hat können werden aus dem, von seinem Vater her nicht! Und jetzt willst dem nachlaufen!“

Die Cille rührte sich nicht.

„Willst?“ fragte die Clari=Marie wieder. „Sag noch einmal, ob es dir wirklich Ernst ist.“

„Ich muß doch“, sagte da die Hagere, „er . . .“

„Cille — Cille“ — fuhr Clari=Marie keuchend fort; sie stand auf dabei. „Besinn dich, hinausgehen kannst, zurückkommen kannst nicht mehr.“

„Ich weiß schon!“

„Und gehst doch!“

„Ich muß ja, er hat ja niemand, der Bub!“

„Bah, niemand! Im Tal hat er auch niemand gehabt.“ Die Clari=Marie lachte mißtönend. Dann trat sie dicht an die Schwester heran. „Geh nur, geh“, sagte sie außer Atem, „meinst, es reut dich nicht einmal? Haha! Bist doch eine aus dem Isengrund, eine lang Eingesessene und passest nicht zu dem fremden Volk, du mit deiner Scheuheit, die keinen recht ansehen darf! Meinst, du bekommst nicht Heimweh nach deinem Winkel, wo du immer gesessen bist, du?“

„Wohl, wohl, das weiß ich alles!“

„Und doch gehst?“

Da hob die Cille den Kopf, die Augen standen ihr voll Tränen. „Weil es doch mein Bub ist, geh' ich“, sagte sie plötzlich. Dann brach ein Schluchzen von ihr, fast wie ein Schrei. Es war, als zerreiße sie eine Kette mit dem Wort, aus ihrem Tiefinnersten brach es herauf. Als sie es gesagt hatte, wußte sie nichts weiter zu sagen. Sie wendete sich nur ab, suchte in den Taschen unbeholfen nach dem Sacktuch, fand es und wischte sich die Augen. So ging sie hinaus.

Die Clari=Marie war auf einmal ganz still. Als die Tür hinter der Cille zufiel, drehte sie sich sinnend dem Tisch zu, setzte sich wieder daran, nahm auch den Bleistift wieder auf, als ob sie rechnen wollte. Aber sie sah über ihr Buch hinaus ins Leere. Es war ihr, als erdbebnete es, — nicht in der Natur —, in ihrem eigenen Leben, und sie wußte selber nicht, warum ihr so war. Da ging die Nebenkammertür, die Severina kam herein, nur halb angezogen, mit einem erschreckten Gesicht. „Habt Ihr geschimpft mit ihr“, sagte sie zitternd; in ihrem kindlich schmalen Gesicht zuckte es. „Warum seid Ihr immer so streng, Base Clari=Marie!“

In diesem Augenblick wurde auch die Stubentür wieder geöffnet. Die Cille trat ein, zum Weggehen gerüstet. „Der Tönt wird mir die Kiste hinüberschaffen können?“ fragte sie.

„Ja“, sagte die Clari=Marie.

„So, ade“, sagte die andre, trat heran und reichte der Schwester und dann der Severina, die ganz starr und bleich war, die Hand. „So, ade.“

Dann ging sie hinaus.

Die Severina weinte leise. Der Clari=Marie festes bleiches Gesicht war dem Boden zugewendet, mit den klaren Augen starrte sie auf einen Punkt. „Willst nicht auch gehen, du?“ fragte sie auf einmal die Severina. Es klang spröd, trocken. Und doch ging es der Severina ins Herz wie ein Stich. Sie kam zu der Truttmannin herüber, legte die nackten Arme ihr um den Hals und schmiegte die heiße Wange an ihre kühle, farblose. „Ihr müßt nur nicht so streng sein, Base Clari=Marie, so fürchterlich streng.“

Da kamen die glasigen Hände der Clari=Marie zu den ihren herauf und packten und drückten sie, als wollten sie sie festhalten, aber sie sagte kein Wort dazu und sah die Severina nicht an. Gleich darauf stand sie auf. „Jetzt geh dich anziehen“, sagte sie, „nachher essen wir zusammen.“

20.

Nun war es Sommer! Einige der Dörfler im Isengrund machten vergnügte Gesichter. „Was für ein Leben ist jetzt bei uns!“ sagten sie. Das waren die, die von den Fremden Verdienst hatten, kleine Händler, Führer, Träger. Andere hatten finstere Mienen. „Uns selber finden wir nicht mehr zurecht daheim“, murrten sie, „jeder zweite Mensch, den man antrifft, ist ein Fremder!“ Das waren die, denen der „Löwe“ und seine Gäste nichts eintrugen. Der Löwenwirt lachte mit dem ganzen Gesicht. Seine

Stuben waren voll. An allen Hängen kletterten seine Gäste herum, der Jacki und andre Führer hatten kaum einen Tag Ruhe. Nur die Klubbisten von St. Felix stiegen ins Rottal hinauf und nahmen den Kehle-Gisler mit, den „Lätz“.

Jaun, der Doktor, hatte Arbeit. Die Fremden, die herkamen, hatten ihn nicht ungern. „Haben Sie den Doktor konsultiert, den Ziegler?“ fragte wohl manchmal einer den andern und dann lachten beide Sprechenden. „Ein sonderbarer Mensch, ein unbeholfener, aber einer, der herauf paßt in die Bergeinöde, einer, dem man anmerkt, daß er daraus kommt und darin heimisch ist, und einer, der etwas kann!“

Von den Bauern kam keiner zu dem Jaun, die schwuren noch immer auf die Clari-Marie. Diese ging still ihrer Wege. Wo eine Frau ihre schwere Stunde hatte, war sie zur Hand, und ihre Hilfe war noch dieselbe, den Schwächsten und Verzagtesten Mut einflößende, aber stiller war sie als früher, und in keinem Hause ging sie länger aus und ein, als die Pflicht von ihr forderte. Denn sie hatte eine Art Trauer an sich, ein Gefühl, über das sie sich selber kaum klar war, als — als erdbebnete es in ihrem Leben.

Die Cille war nun schon lange fort. Die Severina lief fleißig hinüber zu ihr; die zwei Schwestern selber sahen sich kaum je. Die Clari-Marie versuchte mit der Viktorine, der Pfarrmagd, wieder Freundschaft zu halten; denn der Pfarrherr zeigte sich eifriger als je, und die Viktorine fehlte nie in seiner Predigt; die Clari-Marie aber war lange gewohnt, Menschenwert nach Frömmigkeit zu messen. Eines Tages kam der Töni, der gebrechliche, dem das Tagewerk nicht mehr leicht von Händen ging und für den sie, die Clari-Marie, die schwerste Arbeit selber tun mußte, heim und erzählte: „Habt Ihr's gehört wieder, das vom Pfarrherr von gestern?“

„Was?“ fragte die Clari-Marie arglos.

„Nichts gemacht ist ein solches Leben“, schalt der Töni. „frei und offen sage ich's, nichts gemacht ist es für einen Pfarrherrn. Beim Truttmann, beim Wirt unten, haben sie ihn in der Straße gefunden! Sein Geburtstag sei gewesen, haben sie erzählt.“

Die Clari-Marie fror. Das war der Gottesdiener, von dem sie das sagten!

Der Töni, der mit den Jahren noch geschwätziger und eifriger geworden war, fügte hinzu: „Wie der Herr ist die Magd! Das wissen alle im Dorf.“

Die bleiche Frau schüttelte sich; ein Ekel kam sie an. Sie konnte dem Knecht nicht „nein“ sagen! Wortlos ging sie aus der Werkstatt in die Stube, aus der Stube in die Kammer. Dort setzte sie sich nieder und legte die Hände in den Schoß. Es erdbebnete in ihrem Leben! Immer mehr wurde es ihr bewußt. Jetzt — jetzt war ihr die Kirche verloren gegangen.

Seit dem Tage sahen die vom Isengrund die nie mehr in der Predigt, die früher die fleißigste gewesen war. Sie wunderten sich und tuschelten, fragten hin und fragten her. Es erriet keiner, daß sie fern blieb, weil in der Kirche ein Unwürdiger zwischen ihr und dem Herrgott stand!

Dafür geschah es, daß sie manchmal am Abend nach der Rottalhütte hinaufstieg. Dort wußte sie den Furrer und sein Weib über der Bibel sitzen. Sie setzte sich zu ihnen und hielt Andacht, glaubte an die Inbrunst, mit der die beiden beteten, und wunderte sich darüber, wie neben dem Laster der beiden, dem Geiz, die fast leidenschaftliche Frömmigkeit Raum hatte.

So glühte der Sommer. Als die Sonnenglut am höchsten gestiegen und ins Gasthaus im Isengrund kein freier Platz mehr war, weil so viele aus dem heißen Tal in die freiere, kühlere Bergluft hinaufstrebten, geschah das, was wie ein Blitzstrahl aus dem heiteren Himmel fuhr und Fremde und Einheimische aus ihrer Ruhe rüttelte.

Bald nach Tagesanbruch trieb an einem Montag der Geißbub von Isengrund, ein lebendiges und gesundhirniges Bürschlein, seine Tiere haldan und talein. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher, wer im Isengrund gehorcht hätte, das Jodeln des Buben ferner und ferner, aber immer gleich keck hätte herabklingen hören, kam dieser, im Gesicht weiß wie der Winterschnee, zurückgestoben, warf in der Gasse beide Arme aus wie ein Verzweifelter und stieß gellende Rufe aus: „Jesses! Jesses!“

Die Weiber schossen aus ihren Türen hervor und auf den Buben ein, aber auch Männer traten herzu, und zwei Engländer, die früh aus den Federn waren, stellten sich mit in die Taschen gesteckten Händen breitspurig in den Kreis, der sich um den Buben bildete, und besahen sich diesen und sein absonderliches Gebaren.

„Was ist? Was hast?“ plagten die vom Isengrund den Geißbuben. Eine Überneugierige packte ihn am Arm und schüttelte ihn, als könnte sie die Antwort aus ihm herausschütteln. Aber eine ganze Weile brachte er nur ein „Jesses“ ums andere über die farblosen Lippen. Endlich, als der Pfarrherr zufällig des Weges kam, seine ganze Würde zusammennahm und den Erregten salbungsvoll zur Ruhe mahnte, zog dieser den Atem an, sah mit erschreckten Augen um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen. „Am Weißbachwald oben, wo der Weg nach dem Wildgletscher geht — liegt — liegt der Jacki-Werner tot!“

„Jesses!“

Jetzt waren es die Weiber, die kreischten. Die Gesichter verfärbten sich. Nur die beiden Engländer, die nichts verstanden, sogen gleichgültig an ihren kurzen Pfeifen, die ihnen im Munde steckten.

„Er — liegt mit dem Gesicht dem Boden zugekehrt!“ stammelte der Bub.

„Und den Hut unter der Brust!“ schrie eine Frau auf.

„Und den Hut unter der Brust, wie der Scharfegghüttler gelegen hat“, bestätigte der Bub.

Die Weiber ächzten. Ein paar Männer drehten sich wortlos und auf der Stelle. Sie stiegen den Weg hinauf, über den herab der Geißbub gekommen war. Der Pfarrherr, der zitterte und so weiß war wie sein Chorhemd, wenn die Viktorine es frisch gewaschen hatte, meinte: „Zum alten Jacki muß einer laufen zuerst! Der wird Bescheid wissen. Der würde doch wohl etwas haben verlauten lassen, wenn der Werner über Nacht gefehlt hätte daheim.“

Da gaben zwei, drei aus der sich schnell mehrenden Menge Bescheid: „Fort ist der Jakob, der Jacki, schon gestern ist er aus, über den Morgenhorngrat ins Oberland hinüber mit einem Fremden! Heute abend will er zurück sein!“

Dann lief und rannte, was Beine hatte, bergan die einen, den Männern nach, die vorausgestiegen waren, in die Häuser die andern, von Haus zu Haus: „Jesses, und denket, jetzt ist der Jacki-Werner auch erschlagen worden.“

In den „Löwen“, dessen Tür sonst vornehm alles fernhielt, was das „Herrenvolk“, das innen wohnte, belästigen konnte, sprang die Nachricht, laut, kreischend, just wie in jedes andere Haus. „Jetzt ist schon wieder einer ums Leben gebracht worden!“ Auch das andere fehlte nicht, was im Dorf von Lippe zu Lippe ging: „Den Schuldigen werden sie auch diesmal nicht finden, auch diesmal nicht! Auf dem Gesicht hat der Werner gelegen und den Hut unter der Brust!“

Der Huber, der Löwenwirt, bekam einen roten Kopf. Er hätte die Nachricht gerne hinausgejagt, aber sie läutete schon in den Ohren aller seiner Gäste; und hinter der Menge der Dörfler, die jetzt nach dem Weißbachwald hinaufeilte, stiegen eine Anzahl Fremde. Um ein weniges vor ihnen schritt der Jaun, der Doktor, allein, bleich, mit gesenktem Kopf.

Irgendwie geschah es, daß das Schreckliche in das Zieglerhaus fast zuletzt drang. Ein Weib aus der Schar derjenigen, die noch immer in den Gassen standen, zuckte plötzlich auf. „Ist jemand bei der Clari-Marie gewesen? Weiß sie es schon, die Clari-Marie?“

Der ganze Haufe trollte sich darauf demRothornweg zu. In der Werkstatt fanden sie die Clari-Marie und den schwerhörigen Töni bei emsiger Arbeit. Beide sahen verwundert auf, als die Tür den Haufen Weiber einließ. Die kamen nicht weit herein; über die Schwelle traten die vordersten, dann hielten sie inne in jener Scheu, die sie immer in der Nähe der Clari-Marie befiel; hinter ihnen streckten und reckten die andern die Hälse: „Hast — hast es gehört, Clari-Marie?“ fragten gleich zwei, drei auf einmal.

„Was?“ sagte die Truttmannin. „Was ist denn?“ fragte sie dann rascher und legte die Säge zur Seite, die sie geführt hatte.

„Der Werner Jacki ist erschlagen!“

Da strich sich die Clari-Marie mit beiden Händen das wirr gewordene Haar zurecht und trat vollends hinter dem Werktisch hervor und unter die Weiber. Unwillkürlich gaben

sie ihr den Weg frei. „Was? Wo?“ fragte sie erschreckt. „Das ist ja nicht möglich“, fügte sie hinzu.

Die Weiber sprachen von allen Seiten erklärend auf sie ein. Alle miteinander traten vor die Werkstatt hinaus; zu hinterst kam der schwerhörige Töni und ließ sich von einer Frau erzählen, was geschehen war. Die Clari-Marie sah sich um, es war etwas Hilfloses in ihrem Blick, halb zu sich selbst stammelte sie: „Was — was ist denn mit unserm Dorf auf einmal!“

Von den Weibern wich keine vom Fleck; es war, als warteten sie, daß die Clari-Marie einen Rat, eine Erklärung gebe. Auf einmal schallte ein schrilles Lachen über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Die Spottlaute trafen diese so plötzlich, daß sie in neuem Schrecken aufzuckten. Ein Stück weit höher am Weg stieg der Kehle-Gisler, der Lätz, über den Holzhag einer Matte in den Weg hinein. Er hatte einen leeren Korb am Rücken hängen. Die Pelzkappe saß tief im spärlichen gelbgrauen Haar, der lange, dünne Bart wehte im Wind, die mächtigen gelben, hervorstehenden Zähne blinkten. Jetzt lachte er wieder. Es war wie das Meckern einer Ziege, und wie eine Ziege hatte der Gisler ein Gesicht. „Weiber, Weiber, nichts als Weiber“, spottete er. Dann sang er dazwischen und lachte wieder. „Weiber, Weiber, wie die Raben ums Aas stehen sie um den einen Fleck!“ Er verfiel in neues Singen, tat ein paar Sprünge und hob an, wegan davon zu steigen.

(Fortsetzung folgt)

Das Gewissen.

Skizze von Wolfgang Federau.

Jetzt, um diese späte Stunde, weit nach Mitternacht, war die Stille fast vollkommen. Burmeister, der in dem riesigen Sessel vor seinem Schreibtisch zusammengekauert las, hörte nichts als das leise Knistern des Papiers, wenn er eine Seite umblätterte, das Ticken der Uhr und ab und an seinen Atem, der seit dem Grippeanfall im vergangenen Winter immer etwas mühsam ging.

Aber dann — er hatte gerade eines der Bücher beiseite gelegt und angefangen sich in ein zweites zu vertiefen — kam ihm plötzlich die Empfindung: Ich bin nicht mehr allein.

Sein Blick, ein vorsichtiger, abirrender Blick, streifte nach dem Bücherschrank. Er bewegte den Kopf nicht, er rührte sich nicht. Er tat, als lese er eifrig und angespannt. Aber er sah doch — er glaubte zu sehen —, wie sich der Vorhang im Nebenzimmer bewegte. Ein Lufthauch konnte den schweren Gobelin nicht in Bewegung gesetzt haben.

„Es verbirgt sich jemand hinter dem Vorhang“, stellte Burmeister fest. Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder voll dem Buche zu, das er in der Hand hielt. Sein Gesicht war wie aus Stein — es trug den Ausdruck angespannter Konzentration. Aber sein Herz schlug so rasend, daß er glaubte, man müsse das Pochen bis auf die Straße hinaus hören.

„Ein Einbrecher“, war jetzt sein erster Gedanke. Und dann spulte sein Gehirn ab: „Sicher ist es ein Einbrecher. Was tue ich? — Ich darf mich nicht rühren — sonst sieht er, daß ich ihn bemerkt habe. Ich könnte telephonieren. Wie ist bloß die Nummer des Überfallkommandos? Ach ja — 24300. So war's. Aber wenn ich nach dem Hörer greife, dann bin ich erledigt. Kein Mensch ruft um ein Uhr nachts ohne zwingenden Grund jemanden an. So ein Einbrecher ist raffiniert.

Was mag er bloß wollen? Geld natürlich, was denn sonst. Ich habe ein paar hundert Mark in der Schreibtischlade — ein paar hundert Mark bar und ein Sparkassenbuch über — ja, über dreitausend Mark. Das Scheckbuch, nun das würde er nicht brauchen können.

Ob ich das Geld und das Sparbuch zusammentue, beides ihm reiche und sage: „Bitte, Herr Einbrecher, bedienen Sie sich?“ Ich würde dadurch vermeiden, daß er meine Schränke gewaltsam aufbricht. Ich könnte ihn auf die schnellstmögliche Art los werden.

Aber vielleicht ist ihm damit nicht gedient. Vielleicht fürchtet er, daß ich ihn der Polizei anzeige — vielleicht sieht er in diesem Entgegenkommen eine Falle. Ja, kann es nicht sein, daß er es vorzieht, mir den Garaus zu machen, daß er, um unerkannt zu bleiben, vor nichts zurückscheut? Nicht einmal vor einem . . . Mord?“

Bei diesem nur gedachten Wort gab es in seinem Hirn plötzlich einen Knacks. Es war, als hätte man eine Maschine plötzlich zum Stillstand gebracht und eine andere Walze aufgelegt. Diese Walze spielte eine neue Melodie. Der jähe Wechsel trieb Burmeister alles Blut zum Herzen — sein Gesicht wurde fahl und grau.

„Es ist gar kein Dieb — kein Einbrecher“, dachte er jetzt. „Es ist ein Häscher. Endlich — hat man mich gefaßt . .“

Zwanzig Jahre sind vergangen seit damals. Zwanzig Jahre, seit ich Fred tötete. Warum ermordete ich ihn? Mein ganzes Leben hat er mir verdorben. Seinen Leichnam habe ich mit mir herumschleppen müssen, unsichtbar, aber so fühlbar, durch all die langen, endlosen Jahre. Keine Ruhe mehr, keine Freude, keinen Augenblick des Vergessens. Mein Lachen war Qual und Qual jeder Gedanke, jede Erinnerung.

Daß ich es überhaupt ertrug! Wo ich doch zart und empfindlich und so leicht zu verletzen bin. Mutter — Mutter — warum gabst du mir das Leben? Warum mußte ich in diese Welt hinein geboren werden, die mir seit Jahrzehnten nichts anderes gibt als Schmerz und Unruhe und die furchtbare Qual des Gewissens! . . .

Einen Freund ermordet, eine Geliebte verloren. Einsam und hoffnungslos und verzweifelt all die endlose Zeit. Und dann diese Angst, diese grauenhafte Angst vor Entdeckung Vor der Schande, mehr noch vor der Finsternis und Dumpfheit des Kerkers. Besonders am Anfang, in den ersten Jahren. Später stumpft man ja ab, wiegt sich in Sicherheit. Aber da waren die Nächte und Träume — diese entsetzlichen Träume.

Was habe ich opfern müssen — um dieser einen Tat willen! Glück und Liebe und Ruhe, und den Namen — ja, den Namen auch. So weit habe ich mich jetzt schon von meinem früheren Ich entfernt, daß mir mein eigentlicher Name bereits fremd und seltsam vorkommt. Wie hieß ich doch einst, als ich noch ich war? Dietrich Lombart — ja, so war's! Mutter nannte mich Dieter, als ich noch klein war. Sie liebte mich sehr. Ich bin nur froh, daß sie das alles nicht mehr erlebt hat, daß sie von Hans Burmeister nichts weiß und nichts von seiner Tat . . .

Nun war also doch alles vergebens. Da nebenan, da steht einer, der gleich seine Erkennungsmarke vorzeigen und mir die Handfesseln anlegen wird — und zum letzten Male habe ich die Luft der Freiheit geatmet.“

Zärtlich, mit einer herzzerreißenden Behutsamkeit und Lieb, glitt Burmeisters Hand über das Buch in seinem Schoß.

„Ich muß ein Ende machen“, entschloß er sich, „dieser Zustand ist nicht länger zu ertragen.“ Jäh raffte er sich zusammen, sprang auf und trat mit ein, zwei energischen Schritten in das halbdunkle Nebenzimmer.

„Wünscht der Herr etwas?“ kam ihm die vertraute, die etwas heisere Stimme seiner alten, schwerhörigen Haushälterin entgegen. „Der Herr hat geklingelt — aber dann sah ich, daß der Herr so eifrig las, und wartete hier ein wenig, um nicht zu stören.“

Sie hatte sich einen schäbigen alten Morgenmantel über die mageren Glieder gezogen, ihre Füße steckten in großen, unförmigen Filzpantoffeln — das erklärte ihr geräuschloses Auftreten zur Genüge.

Burmeister musterte sie mit irren Blicken, atmete tief und fast schmerzhaft auf. „Nein — es muß ein Irrtum sein“, sagte er, und seine Stimme klang fremd. „Ich habe nicht geklingelt.“

Die Alte verschwand mit einer gemurmelten Entschuldigung wegen der Störung. Aber gleich war sie wieder da.

„Es klingelt noch“, sagte sie beinahe vorwurfsvoll.

Burmeister runzelte die Stirn — im nächsten Augenblick entdeckte er, daß er den schweren Folianten, in dem er anfänglich geblättert hatte, auf den Klingelknopf gelegt hatte, der an seinem Schreibtisch angebracht war und zum Zimmer der Haushälterin führte.

Er erklärte der Alten den Zusammenhang und lächelte dabei, ein gequältes Lächeln. Sie nickte eifrig mit dem

Kopfe und schob ab. Wie sehr sich sein Gesicht verzerrt hatte, das sah sie nicht.

Am nächsten Morgen wurde Burmeister in seinem Zimmer tot aufgefunden. Er hatte sich vergiftet. Die Kriminalpolizei, die eifrig die Untersuchung aufnahm, stand vor einem Rätsel. „Motiv unbekannt", hätte das Ergebnis lauten können. Aber um der Reputation der Behörde willen schrieb man: „Hat sich in einem Anfall von Schwermut das Leben genommen . . ."

Mister Homers Telephon Odyssee.

Eine amerikanische Begebenheit von J. Coonan d'Or.

Homer, der größte und gefeiertste griechische Dichter vor Christi Geburt, hätte sich ganz gewiß kaum träumen lassen, daß ihn ein später Nachkomme anno 1930 durch eine ebenso groteske wie romantische „Telephon-Odyssee" sozusagen übertrumpfen würde. Wogegen mit Bestimmtheit angenommen werden kann, daß der Namensvetter Homers, der Vollblutamerikaner Homer Eakin, die „richtige" Odyssee seines klassischen Ahnherrn nicht gelesen hat.

Warum sollte sich auch der Yankee für die zehnjährigen Irrfahrten des Helden von Troja interessieren? Er beschäftigte sich lediglich mit Autofahrten, die seine Mitbürger tätigten. Er war nämlich Besitzer einer gutgehenden Garage in Waco (Texas), vermietete Kraftwagen für kürzere oder längere Strecken und hatte gar keine klassische Bildung nötig, um seine Penelope zu erringen.

Und doch hat Mister Homer Eakin eine richtig gehende Odyssee hinter sich: ein seltsames Telephon-Idyll, das volle acht Jahre dauerte und die Annahme, Amerika sei ein Land des „Tempo Tausend" beredt Lügen straft. Immer langsam voran, dachte sich Homer II. und brauchte annähernd ein Jahrzehnt zur glücklichen Landung im Hafen der Ehe.

Der geistige Vater von Homers Heirat war ein Magazin in Cleveland, das, um seine Abonnentenzahl zu erhöhen, die mehr oder minder gelungenen Abbildungen der mehr oder minder schönen Mädchen der Stadt veröffentlichte. Ein Lichtbild tat es dem Leser in Waco an, er verliebte sich im Nu in die Photographie, holte sich von dem Verlag die Adresse der jungen Dame und schrieb ihr einen glühenden Liebesbrief. Natürlich gleich mit einem formvollendeten Heiratsantrag und beigefügtem Photo. Auf daß Virginia Gordon in Cleveland keinen Augenblick an den ernsten Absichten des Fernfreiers zweifle. Die kleine Virginia, achtzehnjährig, in einer Bank ihrer Heimatstadt angestellt, war nicht wenig erstaunt, auf diese originelle Weise zu einem Bräutigamskandidaten zu kommen, und entschloß sich, nach eingehender Prüfung des Homerschen Photoporträts, die Werbung zu beantworten. Der Junge sah auch in der Tat nicht wie ein Heiratsschwindler aus, die guten Ehemänner waren selten genug; warum sollte da ein hübsches, aber armes kleines Mädchen nicht auf diesem Wege ihr Glück versuchen?

„Mein Herz und meine Hand sind noch frei", schrieb Virginia nach Waco, „und wenn ich Sie im Laufe der Zeit lieb gewinnen sollte, stünde unserer Verbindung meinerseits nichts im Wege. Eines möchte ich aber heute schon sagen: Die Übersiedlung nach Ihrem Nestchen dort unten in Texas käme nie und nimmer in Frage. Ich bin ein Großstadtkind und möchte die Vorzüge einer Metropole nicht gegen das eintönige Leben eines weltvergessenen Ortes vertauschen . ."

Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt las Homer den ersten Brief seiner „Braut". Er wollte ihr zunächst sofort antworten, überlegte sich's aber doch anders und wählte einen anderen Weg. „Hallo, Fräulein, bitte das Fernamt. Verbinden Sie mich mit Cleveland, Nummer soundso." Virginia war nicht wenig überrascht, die Stimme des fernen Liebhabers zu vernehmen. „Tja, sehen Sie, Verehrteste, meine Garage hier zu Hause ist eine kleine Goldgrube. Die kann ich nicht aufgeben, um in einer fremden Umgebung wieder neu anzufangen. Überlegen Sie sich das mit der Übersiedlung: Ich gebe Ihnen gern acht Tage Bedenkzeit. Yes, da klingele ich wieder an." — „Drei Minuten", meldete sich das herzlose Fräulein vom Amt. — „All right, also in acht Tagen. Auf Wiederhören!"

Die Entfernung zwischen Texas und Ohio ist nicht gerade klein. Dementsprechend kostete das kurze Ferngespräch volle fünf Dollar. Jedes weitere ebenso viel. Diese Belanglosigkeit störte aber den verliebten Autovermieter wenig. Und als Virginia nach Ablauf der Bedenkfrist um weitere acht Tage Aufschub bat, war Homer damit restlos einverstanden. Es folgten immer wieder acht Tage. Wochen, Monate, Jahre vergingen. Homer ließ nicht locker und Virginia gab nicht nach. Wenn zwei sich streiten, freut sich bekanntlich immer der Dritte. In diesem Falle die Telephongesellschaft. Homer der Standhafte hat im Verlauf von rund acht Jahren die Kleinigkeit von zweitausend Dollar „vertelephoniert". Ohne für dieses schöne Stück Geld seine Auserwählte auch nur einmal in Lebensgröße bewundern zu können. Das Fernsehen ist leider noch nicht überall landesüblich geworden . . .

Ganz Amerika lachte über das allem Anscheine nach nie endenwollende Telephon-Intermezzo zwischen Waco und Cleveland. Die Geschichte kam nämlich heraus. Homer war diese Belastung seines Etats eines Tages aber doch zu hoch geworden. Da er aber die Verbindung mit Virginia nicht abbrechen wollte, bat er also die Telephongesellschaft um eine Ermäßigung der Gebühren, die ihm im Sinne des „Dienstes am Kunden" ohne weiteres bewilligt wurde. In Zukunft sollte er für nur drei Dollar seine Braut wiederhören. Er tat es denn auch noch eine Weile, mußte aber zu guter Letzt doch einsehen, daß die Weiterführung des ulkigen Telephon-Romans keinen Zweck habe. Und rief Cleveland kurz entschlossen noch einmal, zum letzten Male an: „Binnen acht Tagen wird die Garage verkauft. Die Ersparnisse der acht Jahre werden wohl ausreichen, um in Ihrer Heimat eine neue Existenz anzufangen. Wir wollen am nächsten Freitag heiraten. Sind Sie einverstanden?"

„Yes", antwortete Cleveland kurz und bündig.

„Sind Ihre Papiere in Ordnung?" erkundigte sich Waco.

„Jawohl, mein Lieber, also auf Wiedersehen am Freitag am Hauptbahnhof!"

„Auf Wiedersehen", jubelte Homer. Dieses winzige Wörtchen „Wiedersehen" bedeutete ja nach achtjährigem „Wiederhören" unzweifelhaft das Ende seiner Telephon-Odyssee.

Auf dem Hauptbahnhof von Cleveland flogen sich Virginia und Homer wortlos in die Arme. Viel Worte waren da auch nicht am Platze; in acht langen Jahren haben sich die Beiden reichlich ausgesprochen. Das sowohl in Texas wie auch in Cleveland recht volkstümliche Paar wurde von wildfremden Menschen mit allerhand netten Hochzeitsgeschenken überhäuft. Den Vogel schoß aber die Telephongesellschaft ab, die dem Helden der Strecke Waco—Cleveland in ihrer Eigenschaft als indirekte Heiratsvermittlerin in Anbetracht seiner „Verdienste" unentgeltlich einen Fernsprechapparat aufstellte.



* **Was kostet die Kleidung der Varieteesterne?** Ein Pariser Gericht hatte sich kürzlich mit der Frage zu beschäftigen, welchen Betrag gut bezahlte Varieteetänzerinnen von ihrem Gehalt für ratenweise Begleichung älterer rechtskräftiger Ansprüche locker machen müßten. Zwei Schwestern hatten wegen Vertragsbruchs eine Schuld von 25 000 Frank abzutragen, und das Gericht entschied, daß sie von den 12 000 Frank ihrer monatlichen Gage jedesmal die Hälfte abgeben sollten. Der Einspruch der Schuldnerinnen, diese Regelung sei für sie schon deshalb nicht tragbar, weil sie neben einer täglichen Ausgabe von 20 Frank für Schminke im Monat 2000 Frank für Kostüme anlegen müßten, fand kein Gehör bei den Richtern. Diese waren vielmehr der Ansicht, daß den Tänzerinnen die lediglich aus Andeutungen bestehende Kostümierung so gut wie gar keine Kosten verursache und sie deshalb ohne Schwierigkeit 6000 Frank im Monat zahlen könnten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.